

»Psychotherapie hat mit zwei Menschen zu tun, die miteinander spielen«, schrieb der Kinderarzt und Psychoanalytiker Winnicott 1971 (Winnicott 1997, S. 49).

»Hieraus folgt, daß die Arbeit des Therapeuten dort, wo Spiel nicht möglich ist, darauf ausgerichtet ist, den Patienten aus einem Zustand, in dem er nicht spielen kann, in einen Zustand zu bringen, in dem er zu spielen imstande ist« (ebd.).

Winnicott hat Zeit seines Lebens darum gekämpft, sich seine Eigenständigkeit und seine Unabhängigkeit zu bewahren. Soweit ich sehen kann, gab es zu seiner Zeit (und auch danach) kaum einen Autor, der seinen psychoanalytischen Gedanken in dieser Weise freien Lauf ließ und der entsprechend auf langes Zitieren und eine repräsentative Bibliographie verzichten konnte. Zum Spielen hatte er offenbar ohnehin eine größere Affinität. Auchter zufolge, soll er noch bis ins höhere Alter hinein in Konflikte mit der Polizei gekommen sein, weil er es schätzte, während der Autofahrt mit dem Kopf durch das Schiebedach zu gucken, was eben nur gelang, wenn man das Gaspedal mit dem Spazierstock betätigte (Auchter 2002, S. 24). Zudem hatte er Vergnügen daran, mit den Füßen auf der Lenkstange Fahrrad zu fahren, die Polizei hingegen sah darin kein überzeugendes Vorbild für die Jugend (ebd.). Das Spielen also hielt er für ein zentrales Element im Leben von uns Menschen.

Dieses wiederum bedeutet: Die Psychoanalytikerin muss in der Lage sein zu spielen!

Sie muss sowohl in der Lage sein, auf eventuelle Spielangebote ihres Patienten einzugehen als auch in ihm die Lust und Freude am Spiel zu wecken, ihn zu befähigen, sich auf das Wagnis des Spiels einzulassen.

Vielleicht mag es dem einen oder andern zu despektierlich klingen: Psychoanalyse als Spiel! Und dann auch noch Magie und Zauberei!

Dies ist sicher erklärungsbedürftig, und das möchte ich nun versuchen.

So überraschend sollte es ja wiederum auch nicht sein, gehört doch das Spielen zur analytischen Therapie mit Kindern wie die Couch zu jener mit Erwachsenen. Man könnte sich eher wundern, dass das Spielen in der Psychoanalyse von Erwachsenen immer noch eher als ein Randphänomen behandelt wird, wo es in der Kinderanalyse zentraler Bestandteil ist und wir doch alle wissen, dass gerade die Psychoanalyse zu tiefen Regressionen einlädt! Da wäre der gedankliche Schritt zum Spiel eigentlich nicht mehr weit.

Und dann geht es darum, das Spiel, das, was darin repräsentiert wird, zu verstehen. Aber nicht nur das: Spielen bringt eine besondere Form des Selbst-Erlebens mit sich, die auf dem Weg zur Befreiung des Subjekts, zu seiner Autonomie und zur Entwicklung seiner Kreativität wertvolle Dienste leisten kann. Es scheint mir darüber hinaus an der Zeit, besonders auch zu den magischen, verzaubernden Aspekten von Psychoanalyse zu stehen, denn wie alle Nachtwesen können auch diese ein Eigenleben entwickeln und bei Nichtbeachtung Schaden anrichten!

Dies ist auch deswegen nicht unwichtig, weil uns sonst diese Geister von anderen geradezu um die Ohren gehauen werden, wie beispielsweise von Michael Onfray in seinem Buch »Anti-Freud«, der – offenbar affektiv ziemlich aufgeladen – in populistischer Manier schreibt:

Man könnte [...] die These aufstellen, dass die Psychoanalyse nach dem gleichen Prinzip funktioniert wie das primitive Denken. In anderen Worten: Sie ist ein Urdenken, das eine temporäre magische Kausalität unterstellt die beizeiten – nämlich in der Zukunft – einer wissenschaftlichen Kausalität weichen muss. (Onfray 2011, S. 315)

Das ist doch Wasser auf die klappernden Mühlen der Psychoanalyse-Kritiker!

Und Onfray präzisiert vorsichtshalber, damit es auch diesbezüglich keine Missverständnisse gibt:

Die analytische Therapie ist ein Ausläufer des magischen Denkens. Sie wirkt ausschließlich durch den Placeboeffekt (Onfray 2011, S. 31)

Nun wäre es ein Leichtes in der gleichen Manier wie Onfray vorzugehen und seine Überlegungen in einseitiger Weise zu »verteufeln« (das Titelbild seines Buches zierte ein Foto von Freud, auf das in roter Farbe eine Teufelsmaske montiert wurde), allein, das griffe zu kurz, denn die Psychoanalyse hat schon zu lange und zu oft den Fehler gemacht, ihren Kritikern nicht argumentativ zu begegnen und sie schlicht als »Unwissende« (um nicht zu sagen »Ungläubige«) abzutun, in der Hoffnung, ihnen so am besten begegnen zu können.

Deshalb möchte ich versuchen, etwas Licht in das Dunkel des Magischen zu bringen.

Aber bevor wir uns den magischen Welten zuwenden, zunächst noch einmal in die Welt rationaler Strenge, in die Welt der deutschen Philosophie und Hermeneutik.

An anderer Stelle habe ich ausführlich beschrieben, in welcher Weise sich Psychoanalyse als Sprachspiel verstehen lässt. Spielen in der Erwachsenenanalyse manifestiert sich beispielsweise in der Art und Weise des Sprechens, in der Wortwahl und in der Stimmung, wie schon Winnicott bemerkte (Winnicott 1997, S. 51). Spielen hielt er für das Universale, es ist nach seiner Meinung Ausdruck von Gesundheit, führe zu Gruppenbeziehungen und sei eine Form der Kommunikation, ermögliche Reifung (ebd., S. 52).

Aber wir wollen doch die Psychoanalyse als eine ernsthafte Angelegenheit verstanden wissen! Das können wir auch, denn im Spielen, so der große Philosoph Gadamer, ist »ein heiliger Ernst gelegen« (Gadamer 1965, S. 97). Da haben wir es: Wenn schon Spiel, dann doch wenigstens mit Ernst und am besten mit »heiligem« Ernst. Dieser wird auch gebraucht, denn nur der Ernst beim Spiel lässt das Spiel ganz Spiel sein (ebd.). Damit das Spiel entstehen kann, braucht es ein Spielfeld und Spielregeln. Auch eine ernste Angelegenheit. Spielregeln sind für das Spiel konstitutiv. Bei der Psychoanalyse handelt es sich aus mehreren Gründen um ein sehr besonderes und durchaus auch sehr kompliziertes Sprachspiel. Das hat mit dem besonderen Umstand seiner Regeln zu tun.

Spielregeln – so kann man lesen (etwa bei Wikipedia) – definieren im Allgemeinen Teilnehmerzahl, Voraussetzungen und Ablauf von Spielen. Oft liegen sie gedruckt vor oder aber sie werden mündlich überliefert oder vom Spielführenden festgelegt.

Da fangen die Probleme schon an: Mitnichten sind die heute gängigen Spielregeln der Psychoanalyse in einer Art Regelwerk schriftlich niedergelegt. Bekanntermaßen gibt es ein paar Ratschläge des Altmeisters, die im Laufe der Zeit eine Art Eigenleben zu führen begannen. Die meisten Regeln werden bei uns »mündlich-praktisch« überliefert. Wir lernen sie in den Supervisionen und hauptsächlich in der eigenen Lehranalyse am »eigenen Leib«. Sie werden Teil unseres prozeduralen psychoanalytischen Wissens. (Denken Sie etwa an die »Schlussformel«, die Sie am Ende einer Stunde möglicherweise verwenden). Dieses gilt auch für diejenigen Regeln, welche die Voraussetzungen des Spiels definieren. Das ist eigentlich schon kompliziert genug, aber nun kommt noch ein weiterer Punkt hinzu, der die Komplexität des psychoanalytischen Sprachspiels steil ansteigen lässt:

Es gibt nämlich Regeln für die Analytikerin und solche für den Analysanden, die sich voneinander unterscheiden. Die Analytikerin ist zudem an das Einhalten ihrer Regeln gebunden, der Analysand darf die seinen missachten, ja, das Sprachspiel Psychoanalyse rechnet geradezu damit, dass der Analysand gegen bestimmte Regeln verstößt, so dass es zu den Spielregeln der Psychoanalyse gehört, die

eigenen Regeln zu thematisieren (Pflichthofer 2012). Und dies sowohl in dem je einzelnen psychoanalytischen Prozess als auch in *der Psychoanalyse* als Ganzer, als Wissenschaft. Die Psychoanalyse wäre somit den sogenannten *selbstreferentiellen Spielen* verwandt, also Spielen, die sich auf sich selbst beziehen, sich selbst zum Thema nehmen. Es gibt hier eine *Familienähnlichkeit*. Die Spielregeln dienen nicht nur der Schaffung des Rahmens und der Konstituierung des Spiels, sie dienen auch als Spielmaterial.

Spiele werden – so Gadamer – »weit mehr durch die Ordnung, die die Spielbewegung bestimmt«, begrenzt als durch die Grenzen des freien Raumes, welche die Bewegung von außen einschränken (Gadamer 1960, S. 102). Für das menschliche Spielen sei es charakteristisch, dass *etwas* gespielt werde (ebd.), man entscheidet sich für dieses oder jenes Spiel, so auch für oder gegen das Sprachspiel Psychoanalyse. Das menschliche Spiel verlangt einen Spielraum, einen Spielplatz (Gadamer), ein Spielfeld, das nach Huizinga dem geheiligten Platz bei heiligen Handlungen adäquat ist (Huizinga 2004, S. 18/19) und es zur gewöhnlichen Außenwelt hin abgrenzt. Auf diesem Spielfeld stellen sich die Spieler Aufgaben¹, nur, der primäre Zweck des Spiels besteht gar nicht darin, diese Aufgaben zu lösen, sondern in der Gestaltung der Spielbewegung selbst. Das Lösen der Aufgabe besteht im Darstellen und so kommt auch Gadamer zu dem Schluss, dass die Seinsweise des Spiels im ausgezeichneten Sinne eine *Selbstdarstellung* ist.

Alles Darstellen wiederum ist auch ein Darstellen für jemanden, sei er nun anwesend oder nicht, sei es den Spielenden bewusst oder nicht. Das Spiel hat sein Sein – nach Gadamer – gerade *nicht* im Bewusstsein oder Verhalten der Spielenden, vielmehr erfährt der Spielende das Spiel *als eine ihn übertreffende Wirklichkeit*. Als Psychoanalytiker können wir hinzufügen, dass gerade das Unbewusste auf diese Weise zur Darstellung gelangen kann und dann eben als die das Subjekt (oder die beiden Interaktionspartner) übertreffende Wirklichkeit erfahren werden kann (ebd., S. 104). Wenn eine solche Darstellung gelingt, dann findet - über das Spiel – eine *Verwandlung* statt.

Der Spieler, der ein - darstellendes – Spiel spielt, »verkleidet« sich dafür, auf die eine oder andere Weise. Wer verkleidet ist, der möchte als etwas anderes, als ein anderer *erscheinen*.

¹ Man denke etwa an die »Grundregel« in der Psychoanalyse, deren eigentlicher Zweck weniger darin besteht, die Aufgabe, »alles zu sagen, was einem durch den Kopf geht«, zu lösen, gar auf Antrieb, sondern ihr Zweck besteht darin, das Sprachspiel Psychoanalyse in Gang zu bringen.

Er möchte für jemanden genommen werden (Gadamer 1960, S. 106). »Er will also nicht, daß man ihn errät oder erkennt. [...] Dem Anschein nach verleugnet, wer derart ein Spiel spielt, die Kontinuität mit sich selbst. In Wahrheit aber bedeutet es, daß er diese Kontinuität mit sich für sich festhält und nur den anderen vorenthält, denen er etwas vorspielt« (ebd., S. 106/107). Das Besondere an der Verwandlung, die durch das Spiel geschieht, ist, dass »für niemanden die Identität dessen, der da spielt, fortbesteht. [...] Die Spieler sind nicht mehr, »sondern nur das von ihnen Gespielte« (ebd., S. 107).

Nun werden Sie vielleicht sagen, das geht Ihnen zu weit. Wir verkleiden uns doch nicht bei unserer Arbeit. Bitteschön. Vielleicht trägt der ein oder andere immer »therapeutisches Schwarz«, aber da von Verkleiden zu sprechen? Und wir spielen unseren Patienten doch auch keine Rolle vor!

Gemach!

Ich glaube doch, nur unsere Verkleidungsmaßnahmen sind erstens subtiler und zweitens verkleiden wir uns nicht ganz allein, sondern lassen uns auch verkleiden.

Mein Gefühl ist mehr und mehr, dass wir uns dessen bewusst werden sollten, weil diese Verkleidungen zur Magie, zum Zauber der Psychoanalyse beitragen, der – ich werde noch darauf zurückkommen – ausgesprochen wirkräftig ist. Und geben wir es doch zu: Wir wollen – wenn wir Analytiker sind – als Person nicht erkannt werden. Wir möchten Gelegenheit bieten, »für jemanden genommen werden«, als jemand erscheinen.

Zur Verkleidung: Unsere besteht unter anderem in den asymmetrischen Spielregeln. Die Spielregeln für das Sprachspiel Psychoanalyse messen uns zugleich eine Rolle zu. Und mal im Ernst und unter uns: Wer würde denn im Privatleben so viel »containen« wollen, so langmütig sein wie in einer Therapie? Da spielen wir eine Rolle! Und diese kann mitunter sogar recht weit gehen. (Bekanntes Phänomen: Kinder von Psychotherapeuten beschwerten sich oft, dass ihre Eltern so wenig Zeit, respektive Raum für sie haben, weil sie so mit ihren Patienten beschäftigt sind).

Die Asymmetrie oder Dissymmetrie, wie Laplanche es vielleicht treffender ausgedrückt hat, konstituiert Übertragungsprozesse der besonderen Art, weil eine solche in Beziehungen einen starken Regressionsreiz auslöst, umso mehr, wenn jemand dafür empfänglich ist (s. a. Pflighofer 2012, S. 104). Hilfesuchende sind dafür häufig sehr empfänglich.

Zu diesen Verkleidungsmaßnahmen, wie sie das psychoanalytische Reglement vorsieht, kommen nun die Verkleidungsmaßnahmen durch unsere Patienten hinzu, die uns eine Rolle aus ihren psychischen Dramen zuschreiben. Und nun gelangen wir an die Stelle, an der die Psychoanalytikerin entscheiden soll, wenn sie überhaupt kann, ob und wieweit sie in das vom Patienten angebotene Spiel mit einsteigt.

Oder anders formuliert: Ob wir uns an »Maikäferdeutungen«, wie Jürgen Körner sie genannt hat, klammern oder es wagen, es uns und den Patienten zuzumuten, *in der Übertragung* zu deuten. »Maikäferdeutungen« sind sog. »Auch-Deutungen«, also der Patient erzählt, wie er sich zum x-ten Mal über seinen Chef geärgert hat, ohne jedoch mit ihm in einen Konflikt eintreten zu können, und die Analytikerin sagt, ob er dieses Problem nicht vielleicht »auch« mit ihr haben könnte.

Arbeiten in der *Übertragung* bedeutet *mitzuspielen* und dabei seine Rolle zwar an die (unbewussten) Vorgaben des Patienten anzupassen, sie aber auch durchaus in einem gewissen Rahmen frei zu gestalten.

Dazu ein Beispiel in Kap. 3.



<http://www.springer.com/978-3-658-10835-9>

Spiel und Magie in der Psychoanalyse

Setting, Rahmen, Regeln

Pflichthofer, D.

2015, VII, 23 S., Softcover

ISBN: 978-3-658-10835-9